Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 21 (1911)
Heft: 5

Artikel: Die Volkskunde und ihre Bedeutung für die Schule
Autor: Hoffmann-Krayer, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788601

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Volkskunde und ihre Bedeutung für die Schule.

Vortrag, gehalten am Schweiz. Lehrertag in Basel, 3. Oktober 1911,
von Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

Wenn ich es heute zum ersten Mal wage, vor der schweizerischen Lehrerschaft über die Bedeutung der Volkskunde für die Schule zu sprechen, so bin ich mir der grossen Verantwortung dieses Unternehmens vollauf bewusst, gilt es doch einerseits, das richtige Mass zu halten, damit nicht durch Beiziehung fernliegender Gegenstände das Interesse der Schulmänner für unsre junge Wissenschaft eher abgeschreckt als gefördert werde, anderseits nichts unbeachtet zu lassen, was von Volkskundlichem irgendwie für den Unterricht von Wert sein kann.

Der Lehrerstand in seinem ganzen Umfange, vom schlichten Dorfschulmeister bis zum gelehrten Gymnasialprofessor, wird immer und überall die Kerntruppen für den erspriesslichen Betrieb der Volkskunde zu stellen haben. Ein Land, in dem sich die Lehrerschaft von der Volkskunde fernhält, wird weder für die Erforschung der Eigenart seines Volkes etwas leisten noch überhaupt den Forderungen des Volks- und Mittelschulunterrichts in befriedigender Weise gerecht werden können.

Was ist es nun aber mit dieser unentbehrlichen Wissenschaft, der Volkskunde? Ist sie nicht etwa schon früher, bevor das Wort „Volkskunde" geprägt wurde, an Schulen betrieben worden? Oder ist es überhaupt nötig, ein neues Fach einzustellen, ohne das man bisher ausgekommen ist?

Die letzte Frage hier zu beantworten, steht mir nicht zu. Meine Aufgabe wird für den heutigen Tag nur sein, nachzuweisen, dass die Volkskunde einstweilen sehr wohl, ohne ein Sonderfach zu bilden, im Schulunterricht zur Anwendung kommen kann. Im übrigen wollen wir es der Zukunft überlassen, ob und in welchem Umfang sie in die Schule Eingang findet. Dass dagegen die Volkskunde in unsern Schulen auch ohnehin schon genügend betrieben werde, möchte ich stark in Zweifel ziehen, wenn schon zugegeben werden mag, dass einzelne in der Volkskunde bewanderte Lehrer ihre Schüler für die Äusserungen der Volksseele zu interessieren gewusst haben: als leuchtende Beispiele seien namentlich die Gymnasialprofessoren Ernst Ludwig Rochholz in Aarau und Ernst Götzinger in St. Gallen genannt, deren mächtige Anregungen im Schulunterricht lange noch fortgewirkt und manche schöne Frucht gezeitigt haben.

Bevor wir aber über die Volkskunde als Unterrichtsstoff reden, müssen wir über Begriff und Umfang dieser Disziplin klar zu werden suchen.

Von „Volkskunde" hat man gesprochen, lange bevor der heutige Begriff geschaffen war. Man brauchte das Wort im Gegensatz zu „Landeskunde" und verstand darunter die Kunde von den Bewohnern eines Landes, etwa die Schul- und Kirchenverhältnisse, Hygiene, Industrie, Wissenschaft und Kunst, auch Sitte und Sage, während die Landeskunde sich mit der Geographie und natürlichen Beschaffenheit des Landes befasste. Der heutige Begriff der Volkskunde ist ein viel engerer. Er mag vielleicht am besten definiert werden als die Kenntnis des Volkslebens in allen seinen Äusserungen, sofern diese auf ältere Kulturstufen zurückweisen oder für das Denken des Volkes charakteristisch sind. Mit dieser Definition sind sofort alle Kulturerscheinungen ausgeschieden, die, wie das Schulwesen, die Kirchenverfassung, das Sanitätswesen usw., durch eine höhere Organisation geregelt sind, oder, wie der Handel, die Industrie, die Börse, internationalen Charakter angenommen haben. Naturgemäss werden daher die grossen Städte der Volkskunde weniger Stoff liefern, als die ländlichen Gegenden; immerhin aber sind Städte, wie unsre schweizerischen, wo älteste Kultur mit modernster sich mischt, oft noch wahre Fundgruben für Volksforscher, von den archivalischen Schätzen gar nicht zu sprechen.

Als volkskundliche Gegenstände sind nach der obigen Definition folgende zu betrachten:

I. Die Siedlung, d. h. Dorf- oder Einzelhofsystem, die Anlage des einzelnen Dorfes und der zugehörigen Fluren. Lage der Kirche, des Friedhofes, der Dorfbäume, alten Gerichtsstätten und Gemeindeversammlungsplätze, Brunnen.

II. Das Bauernhaus und seine Zubehör, wo zunächst die Lage des Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude festzustellen wäre; ferner die äussere und innere Konstruktion des Hauses; endlich seine Einrichtung, mit besonderer Berücksichtigung der Herdstelle. Auch der Bauerngarten ist nicht zu übersehen; noch wichtiger aber ist der gesamte Hausrat mit seinen unzähligen, oft so altertümlichen Formen.

III. Die Nahrungs- und Genussmittel des Volkes, sowohl des Alltags als bei bestimmten Gelegenheiten.

IV. Die Tracht, jenes Lieblingskind des volkskundlichen Laien, deren wissenschaftliche Erforschung aber gerade unter diesem Umstand zu leiden hat. Zur Tracht wird auch der Schmuck, die Pfeifen, der Taschеninhalt zu rechnen sein, und keinesfalls darf die Tracht bei bestimmten Gelegenheiten (Taufe, Konfirmation, Hochzeiten usw.) übergangen werden.

V. Die bäuerliche Industrie und Volkskunst in ihren mannigfachen Äusserungen.

VI. Das Riesengebiet der Sitten, Bräuche, Feste und Spiele, vom Normalleben im Hause und in der Öffentlichkeit (Haus- und Dorfleben, Vereine und Genossenschaften, land- und alpwirtschaftlicher Betrieb, Berufsleben, Rechtsbräuche) bis zu den Bräuchen bei besondern Anlässen, Festen und Gelegenheiten, die wir wiederum scheiden können

a) in Bräuche im Leben des einzelnen Menschen (bei Geburt, Taufe, Konfirmation, Liebeswerben, Hochzeit, Tod);

b) im Berufe (man denke z. B. an die interessanten alten Erntebräuche, die Küfertänze, Metzgerumzüge usw.);

c) in Feste höherer Organisation (Historische Gedenkfeiern, Schützenfeste usw.);

d) in Verfassungsbräuche und Feste (z. B. Landsgemeinden, Flurumritte);

e) in kirchliche Bräuche ohne zeitliche Gebundenheit (z. B. Bittgänge) und endlich

f) in die hunderterlei Gebräuche zu bestimmten Jahreszeiten und Tagen. Auch Spiele und volkstümlicher Sport von Erwachsenen und Kindern lässt sich unter diesem grossen Kapitel rubrizieren. Dabei darf natürlich das Spielzeug, soweit es vom Volk selbst hergestellt ist, nicht vergessen werden (ich erinnere an die Papierfaltespiele, das Schnurabnehmen und all die kleinen Musik- und Lärminstrumente). Volkstümlicher Tanz und Volksmusik schliesst sich am besten hier an.

Nicht minder umfangreich als Sitte und Brauch ist:

VII. Der Volksglaube und Aberglaube in seinen tausendfältigen Äusserungen, wohin aber nicht nur der eigentliche krasse Aberglaube und die Zauberei gehört, sondern auch die Anwendung volkstümlicher religiöser Vorstellungen auf Vorkommnisse im menschlichen Leben, sowie überhaupt, was man so gemeinhin „Re-

ligionsbrauch" des Volkes nennen kann (ich würde z. B. die uralte Sitte der Ex-votos, die Gebetsstellungen, die Agathenzettel und Ähnliches unbedenklich zur Volkskunde rechnen).

Als gesondertes Kapitel ist zu betrachten:

VIII. Die Dichtung des Volkes, in der bekanntlich das Volkslied die bedeutendste Stelle einnimmt, „Lied" natürlich hier im weitesten Sinne; auch die Schnadahüpfel, Kinderreime, Bilderverse, Festtagssprüche, Nachtwächterrufe und Ähnliches inbegriffen; Inschriften, soweit sie gereimt sind. Hieher wird auch oft die Sage gerechnet, die, wenngleich meist in den Aberglauben einschlagend, doch nicht von dem rein poetischen Märchen getrennt werden kann. Ebenso das volkstümliche Schauspiel.

Schwänke dagegen werden, falls sie nicht sagenartigen Charakter annehmen, besser in dem Kapitel IX, dem Volksmund oder der Rede des Volkes untergebracht, wo auch die Witze, Rätsel, Sprichwörter, Formeln etc. der Erwachsenen und Kinder einzureihen sind.

Als X. und letztes Kapitel erwähnen wir die Sprache des Volkes selbst, deren grammatikalische Darstellung freilich in erster Linie dem Sprachforscher von Fach zufallen wird, die aber doch des Volkskundlichen noch genug bietet; wir nennen vor allem die überaus brauchbaren lexikalischen Zusammenstellungen von Gerät-, Flur-, Stern-, Pflanzen-, Tiernamen. Auch Übernamen, Schimpf- und Spottwörter sind nicht ohne Interesse. Endlich sei an die Geheimsprachen, die „Schelmensprache", den Schülerjargon und Ähnliches erinnert, deren Erforschung schon recht interessante Ergebnisse gebracht hat.

Aber überhaupt ist die Sprache aufs engste mit der Volkskunde verknüpft, da oft erst der Name eines Gegenstandes oder einer Sitte den Ursprung derselben recht erkennen lässt; so deutet das Wort „Ofenkachel" auf die ursprünglich halbkugelige Form, der Name „Todaustragen" (für den frühjährlichen Lärmumzug) auf den alten Sinn: das Verjagen des Winterdämons.

Die Hauptfrage für uns wird nun sein: Wie lassen sich diese volkskundlichen Gegenstände in den Schulunterricht einflechten, ohne dass die Schaffung eines neuen Lehrfaches notwendig wird? Ein abgerundetes Ganzes hier zu bieten, liegt weder in meinem Wollen noch in meinem Können; was ich Ihrem Urteil unter-

breiten möchte, sind an Hand von Beispielen einige Andeutungen über die Verwendung der Volkskunde im Unterricht aller Schulstufen.

Beginnen wir mit unsern Kleinen. Ich habe voriges Jahr den Versuch gemacht, eine Primarschulklasse durch die hiesige Ausstellung für Volkskunst und Volkskunde zu führen, und ihr Lehrer, Herr Vomstein, wird bezeugen können, mit welchem Interesse, ja Verständnis, die Buben meinen Darlegungen gefolgt sind. Abgesehen von den abenteuerlichen Fastnachtsmasken des Lötschentales und Sarganserlandes, der Dreikönigsausrüstung, dem ländlichen Spielzeug und der heimeligen Bauernstube, haben sich die Kleinen schon auf das lebhafteste interessiert für die primitive Weise, wie man in Rumänien Korn mahlt, wie ein glasiertes Bauerntellerchen entsteht, wie sich die heutige Lampe aus dem einfachen Öl- oder Talgämpelchen oder gar dem Lichtspan entwickelt hat. Aber noch mehr! Schon in den ersten Schuljahren lässt sich Sach-Etymologie treiben. Jedes Kind weiss, was eine Schreibfeder ist. Über die Etymologie macht es sich natürlich keine Gedanken. Man braucht ihm aber nur eine Gänsekielfeder zu zeigen, so wird es über die Herkunft des Namens „Feder" klar; ebenso bei der Fensterscheibe, wenn man es an die runden Butzenscheibchen erinnert. So habe ich den Jungen in der Ausstellung den Ursprung der Wörter „Falle" (Tier- und Türfalle), „Einbaum", „Besteck", ja sogar „Schuhlöffel" an alten Formen nachweisen können. Dass man bei dieser Gelegenheit nebenher auch Rechnen spielend treiben kann, hat sich beim Vorweisen einer Ampel vom Jahre 1707 gezeigt, deren Alter von 203 Jahren ein Schüler nach kurzem Besinnen in tadellos formuliertem Satze anzugeben wusste. „Lachen" und „Schwatzen", diese Quälgeister des Primarlehrers, gab es da genug, aber nicht Allotria, sondern das Unterrichtsfach selbst war es, was den Bürschchen die Herzen und Lippen öffnete. Es war eine Freude, zu sehen, wie hier ein Basellandschäftler, dort ein Graubündner Bauernbüblein alte Bekannte aus Grossvaters Stube und Stadel entdeckte und man plötzlich inne wurde, welche Bedeutung diesen wertlosen Dingen zukomme.

Man wird einwenden, dass solche Ausstellungen nicht jederzeit zur Verfügung seien; aber haben wir nicht in grossen und kleinen Städten unseres Landes historische Museen ? Wenn in denselben die Aufstellung schon nicht immer verständnisvoll ist, so wird ein verständnisvoller Lehrer doch bald die Gegenstände herausgefunden haben, die für den Unterricht verwertbar sind. Und dann die Spaziergänge aufs Land! Auf allen Schulstufen lässt sich hier Volkskunde

einflechten. Kleine und Grosse wird es anziehen, einmal einen Hafner, einen Schmied, einen Käser bei der Arbeit zu sehen, oder die Funktionen eines Pfluges gründlich kennen zu lernen. Aber lenken wir unsere Schritte nun zum Schulhaus. Wir werden hernach den Weg schon wieder ins Freie finden.

Auf dem Lehrplan der Primarschule steht die **Heimatkunde.** Hiemit ist nun freilich in erster Linie die Kenntnis der heimatlichen Topographie und etwa der wichtigsten historischen Ereignisse gemeint. Weshalb sollten aber nicht auch die volkstümlichen F e s t e beigezogen werden ? Oder wäre es unzulässig, in Basler Primarschulen von dem Umzug der Kleinbasler Ehrenzeichen, in Zürcher vom Sechseleuten und ihrem Ursprung zu sprechen ? Wenn ja, dann dürfte auch nicht von dem heidnischen Weihnachtsbaum und seiner Verwandtschaft mit der Jerichorose und dem wiederaufblühenden Kirschbaumzweig, nicht von der Bedeutung des Ostereis gesprochen werden. Sinniger V o l k s g l a u b e lässt sich mit Takt in den Festzeiten erzählen: so der Glaube, dass in der heiligen Nacht die Tiere im Stall menschliche Sprache bekämen, das Brunnenwasser in Wein verwandelt werde, dass an Ostern die Sonne springend aufgehe; nicht um einen Lacherfolg über den „Dummen Aberglauben" zu erzielen, sondern um dem Kinde einen Begriff zu geben von dem Sinn unserer Voreltern für das Wunderbar-Überirdische der heiligen Zeiten.

Neben den lokalen Bräuchen können an Primarschulen schon einfachere F a m i l i e n- u n d O r t s n a m e n mit Erfolg behandelt werden. Fast in jeder Klasse gibt es einen Müller, Schneider, Weber oder Schmied. Man lasse die Kinder andere Familiennamen von Gewerben suchen, oder etwa Familiennamen nach Taufnamen (wie Franz, Rudin, Jäcky, Künzli), von Farben (Rot, Weiss, Schwarz), und man wird sehen, mit welchem Feuereifer sich die Kinder betätigen. Mit den Ortsnamen ist es nicht anders. Die Kinder sollten sich bewusst werden, dass Dornach auf dorniges Land, Brugg auf einen Flussübergang, Wittnau auf eine weite Au hindeutet.

Aber auch im **Geographieunterricht** lässt sich die N a m e n f o r s c h u n g mit Erfolg betreiben. Freilich sollte sich der Lehrer immer nur auf sicherem Gebiete bewegen und sich nicht zu kühnen Etymologien versteigen. Geographisch interessant sind z. B. Namen wie Seewen, Seelisberg, weil sie das Vorhandensein eines Sees erweisen, Iberg, Istein, Kestenholz, Affoltern, Birch usw., weil sie nach den dort befindlichen Bäumen: der Eibe, der zahmen Kastanie, dem Apfelbaum, der Birke benannt sind.

Das Rütli heisst sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.

So können auch wir mit Walter Fürst in der Schule etymologisieren. Und wie belehrend ist es, aus Herkunftsbildungen wie „Schopfemer", „Blotzemer" das alte „-heim" wieder hervortreten zu sehen, das im Auslaut sich zu „-e" (Schopfe, Blotze) reduziert hatte. Es lässt sich ferner auf die zahlreichen Dativbildungen hinweisen wie „Brunnadern", „Mülinen", „Langenbruck" (d. h. „bei den Brunnadern" usw.), und endlich können, freilich nur in den obern Stufen, Besiedlungsstudien gemacht werden, an Hand der Suffixe, z. B. -ingen, -heim, -wil, deren letzteres jetzt sicher als römische Besiedlung erwiesen ist, *) während -heim vermutlich auf fränkische, -ingen auf alemannische Stämme schliessen lassen.

Diese Beobachtung führt uns auf das Gebiet der **Geschichte** hinüber. Wie lässt sich Schweizergeschichte treiben, ohne sich mit der historischen S a g e zu beschäftigen? Von Tell und der Befreiung der Waldstätte zu geschweigen, wird jeder Geschichtslehrer mit Erfolg sagenhafte Züge in den Geschichtsunterricht einflechten: wir brauchen bloss an Karl den Grossen mit der Schlange, den Drachentöter Schrutan Winkelried, die Königin Bertha oder die Weiberschlacht auf der Langermatte zu erinnern. Und wie würde sich der Unterricht beleben, wenn hin und wieder ein historisches Volkslied, z. B. Veit Webers „Strit von Murten" oder sogar ein Napoleonlied gelesen würde! Manches Ereignis würde sich in dieser Einkleidung dem Gedächtnis besser einprägen, als durch das Erlernen nüchterner Daten. Und was von der Schweizergeschichte gilt, lässt sich natürlich auch auf die Weltgeschichte anwenden: man denke an die Heldensagen von Dietrich (Theodorich) und Etzel (Attila), die Karls- und Kyffhäusersagen, nicht zu sprechen von den herrlichen Sagen des klassischen Altertums, an die sich manche Parallelen aus Westeuropa anreihen liessen. Überhaupt dürfte u. E. der deutschen Heldensage, wie dem mittelhochdeutschen Spielmannsepos in der Mittelstufe ein grösserer Platz eingeräumt werden, als bisher; gerade das Abenteuerlich-Phantastische eines König Rother, Herzog Ernst, Roland übt, namentlich auf die Knaben, einen eigenen Reiz aus, während bei den Mädchen die Sagen von Ida von Toggenburg oder Elisabeth von Thüringen ihren Eindruck nicht verfehlen dürften.

---

*) S. Behaghel in „Wörter und Sachen". Bd. II, 42 ff.

Doch wir sind damit bereits auf das Gebiet des **Deutschunterrichts** übergetreten, in dem uns die Volkskunde nun auf Schritt und Tritt begleiten sollte. Hier kann die Sage und das Märchen im weitesten Sinne zugezogen werden, und zwar auf allen Stufen: auf der unteren und mittleren zunächst als Erzählungsstoff mit allfälligen heimatkundlichen Anknüpfungen (z. B. St. Margrethen bei Basel, der Türlersee bei Zürich). Selbstverständlich werden sich die Stoffe und namentlich ihre Behandlung dem Alter der Schüler anzupassen haben: während man für die Kleinen die einfacheren Märchen und Sagen wählt, kann man in der mittleren Stufe allmählich zu komplizierteren Erzählungen übergehen und zuweilen auf gemeinsame oder typische Züge aufmerksam machen, die oft geeignete Aufsatzthemata abgeben. In der obern Stufe bilden Märchen und Sage insofern einen trefflichen Unterrichtsgegenstand, als nun hier die umfassendsten stoffgeschichtlichen Untersuchungen angestellt werden können. Der Lehrer wird hier auf die überraschenden Analogien zwischen unseren Märchen und antiken, ja orientalischen hinweisen dürfen und nach weiteren Übereinstimmungen suchen lassen. Es wird gerade dieses Suchen und Entdecken eine wahre Forscherlust bei den Schülern wach rufen. Ein anderer Punkt wäre das Typische: gleichartige Motive, wie z. B. die drei Brüder, von denen immer der Dritte (meistens der Dümmste) Erfolg hat, oder die mit Überwindung grosser Schwierigkeiten erlöste Jungfrau, oft wiederkehrende Schlusssätze u. dgl. Nirgends lässt sich ferner so gut Ästhetik treiben, wie an Märchen: durch ihren einfachen Aufbau wird man in den meisten Fällen den Schüler zum Bewusstsein bringen können, was wohltuend, erhebend, beunruhigend, unbefriedigend wirkt an Märchenzügen, und dadurch eine vortreffliche Schulung der Selbstbeobachtung in ästhetischen Dingen erzielen. Von dem ethischen Gehalt der Märchen wollen wir hier gar nicht sprechen, obschon sich sein Einfluss ja schon bei der Kinderseele geltend macht und hier gewiss viel stärker wirkt als Dutzende von phantasielosen Moralgeschichten.

Und begegnet uns die Sage nicht massenhaft in den geläufigsten Balladen? Es seien einige der bekanntesten, in allen Lesebüchern wiederkehrenden hervorgehoben. Von Goethe der „Fischer" mit seinem Nixenaberglauben, der „Schatzgräber" und der „Zauberlehrling" mit ihren zauberhaften Beschwörungsgeberden. Der „Totentanz" und der „Erlkönig" führen uns den Gespensteraberglauben vor Augen, der „getreue Eckart" schildert drastisch die Schrecknisse der Sturmdämonen und die Gegenwirkung des gütigen Geistes; die

„wandelnde Glocke" schlägt in das Gebiet der pädagogischen Sagen ein, während der „Rattenfänger" und „Johanna Sebus" auf mehr lokaler Tradition fussen. Endlich sei aus dem Bereich der geistlichen Sage die „Legende vom Hufeisen" genannt. Auch Schiller hat ja bekanntlich die Sagendichtung eifrig gepflegt. Von schweizerischen Stoffen erinnern wir an die Erzählung von der Herkunft der Schweizer im „Tell", an den „Grafen von Habsburg" und den „Alpenjäger". Von andern Balladen kommen namentlich der „Taucher" und die „Kraniche des Ibykus" in Betracht, ersterer wegen der mannigfachen Wanderungen, die die bekannte mittelalterliche Fabel von Cola Pesce durchgemacht hat, letztere wegen des weitverbreiteten Sagenmotivs von den rächenden Tieren. Ferner sei erinnert an Bürgers „Lenore" und seinen „wilden Jäger", an Uhlands „Schloss am Meer", den „blinden König", das „Glück von Edenhall", den „schwarzen Ritter", „Siegfrieds Schwert", den „weissen Hirsch" und seine Rolandsballaden. Von Chamisso mögen das „Riesenspielzeug" und „Die Sonne bringt es an den Tag" genannt sein, von Rückert die orientalische Sage von „Chidher", die Parabel vom Mann im Brunnen, „Barbarossa", von Kopisch die „Heinzelmännchen", die „Zwerge auf dem Baum", der „Nöck", von Hebel die „Irrlichter", die „Häfnetjungfrau", der „Geisterbesuch auf dem Feldberg"; auch die „Vergänglichkeit" bringt Anspielungen auf Aberglauben und Sagen: die dämonische Frau Faste, den „Lippi Läppeli", den „Sulger"; von Müller der „Glockenguss zu Breslau", von Heine die „Lorelei", von Romang der „Friesenweg" usw. usw. Es wäre nicht nur eine anregende philologische Tätigkeit, diese Dichtungen mit ihren Quellen zu vergleichen und die Gründe zu Änderungen zu eruieren, wobei manches Licht auf die Eigenart des Dichters fiele, sondern auch stoffgeschichtlich den betreffenden Sagenzügen vergleichend-historisch nachzugehen.

Aber mit den Sagenzügen sind ja die volkskundlichen Gegenstände in unserer schönen Literatur noch lange nicht erschöpft. Da ist die uralte Volkssitte, der Aberglaube, das Landleben. Man denke an Goethes „Epiphaniasfest" („die heil'gen drei König' mit ihrem Stern"), an Schillers „Nadowessische Totenklage", wo die Totenopfer und -Beigaben erwähnt werden, und an Bullingers „Niklausspruch"*), an Hebels „Wiese", wo die damalige Volkstracht bis ins Einzelne beschrieben ist, an seinen „Statthalter von Schopfheim", wo der verbreitete Brauch des „Wurstsingens" Erwähnung findet,

*) In Bächtolds Lesebuch I, 315.

an sein „Hexlein", wo das Lichtspanschnitzen zu Erörterungen über ehemalige Beleuchtungsgeräte Anlass gibt, an den „Karfunkel", wo uns das Innere einer Markgräfler Bauernstube und das Wirtshausleben vor Augen geführt wird. Wie reich an volkskundlichen Motiven ist ferner, um einen Sprung ins Mittelalter zurückzumachen, der „Heliand" und das „Nibelungenlied"! und führt nicht der „arme Heinrich" unwillkürlich zu allgemeinen Betrachtungen über den Blutaberglauben?

Die Beschäftigung mit der Lyrik bietet willkommene Gelegenheit, auf das Volkslied zu sprechen zu kommen. Man wird das zunächst bei Dichtern wie Goethe, Uhland, Heine, Möricke tun können, indem man auf ähnliche Volkslieder hinweist und zu beobachten sucht, welche Art von Volkslied diesem Dichter mehr, jenem weniger zusagt. Anderseits schafft es manche Anregung, zu sehen, wie bekannte Kunstlieder vom Volksmunde aufgenommen und umgemodelt werden.*) Mir fällt da das bekannte Goethesche Liedchen an Friederike Brion ein, dessen erste Strophe

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band

in Reiden**) folgendermassen gesungen wird:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Pflücken wir mit leiser Hand;
Holder Jüngling, Frühlingsgärtner,
Wandle auf dem Rosenband.

Solche Dinge geben zu einem gesunden Lachen Anlass.

Viel weniger als das eigentliche Volkslied findet eine andere Blüte der Volksdichtung in unseren Schulen Pflege: das Kinderlied, und doch besitzen wir gerade in der Schweiz seit mehr als einem halben Jahrhundert so schöne Sammlungen.***) Das Kinderlied sollte schon in den Kleinkinderschulen Eingang finden und von da an bis zu den obersten Stufen die Schulen nicht mehr verlassen.

---

*) Das Büchlein von John Meier über „Die Kunstlieder im Volksmunde" (Halle 1906) bietet hierin eine Fülle von Belehrung.

**) Gassmann, „Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland", Basel 1906.

***) Von einer Lehrerin, Frl. Gertrud Züricher, stammt die schöne Sammlung „Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern". Verlag der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel (Augustinergasse 8).

Leider fehlt das echte Kinderlied in unsern Schulbüchern (wenigstens soweit ich sie nachprüfen konnte) fast gänzlich; statt dessen Zuckerwasserverschen in Masse, von fast allzugrosser Sanftheit. Glaubt man nicht, dass der Joggeli, der soll „go Birli schüttle" oder das „Buckelmännlein" oder irgend ein lustiger Kettenreim unseren Kleinen mehr Freude macht, als „Der fleissige Knabe", „Das Gärtlein", „Das Kind und das Täubchen"? In der weiteren Entwicklung macht das Sammeln von Kinderreimen aller Art viel Spass, und wenn auch mancher Spottreim auf Namen, Berufe, Orte mit unterlaufen sollte, so ist das noch lange kein Unglück. In der oberen Stufe lässt sich das Kinderlied mit grösstem Nutzen für die sonst so qualvolle Metrik verwenden, wie das unser alter Meister im Deutschunterricht, Rudolf Hildebrand, in mehreren Aufsätzen überzeugend nachgewiesen hat.*)

Zur volkstümlichen Spruchdichtung gehört auch die Zauberformel, die im Anschluss an die Merseburger Zaubersprüche in der deutschen Literatur behandelt werden kann. Welch merkwürdige Übereinstimmungen sich zwischen diesen Sprachdenkmälern des 10. Jahrhunderts und solchen neuerer Zeit finden, ist erst kürzlich nachgewiesen worden.**) Die Zaubersprüche gehören schon deshalb in den Deutschunterricht, weil sie (auch in heutiger Form) stilistisch zu dem altertümlichsten Gut unserer Poesie gehören.

Ähnlich das Volksrätsel, das ja in die älteste Zeit zurückreicht und von jeher ein belebendes Element im Deutschunterricht aller Stufen war. Auch hierin sollten sich die Lesebücher der Volksschulen mehr an das Bodenständige, als an das Künstliche halten.

Auf den Wert des Sprichworts für die Schule hat Hildebrand schon genügend aufmerksam gemacht.***) Gerade unsere schweizerischen Sprichwörter sind oft von einer schlagenden Kraft und Prägnanz, dass wir Städter von Respekt erfüllt werden vor dem Denken und Fühlen unseres Landvolks. Und dasselbe ist von der sprichwörtlichen Redensart zu sagen. Was für interessante Ausblicke in die alten Rechtsbräuche eröffnet z. B. die landläufige Redensart „den Stab über Einen brechen", oder wie anregend ist es anderseits für die Schüler, wenn man sie bildliche Wendungen aus irgend einem Stoffgebiet, sagen wir der Tierwelt, sammeln lässt („die Katze

---

*) Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, 1 ff.; VII, 1 ff.

**) Ebenda XXV, 448.

***) Ebenda I, 473 ff.

im Sack kaufen", „die Katze ist mir den Buckel hinaufgelaufen", „das versteht keine Katze" usw.).

Ein Kapitel, das wir schon früher einmal kurz berührt haben, ist die Namenkunde. Volkstümliche Namen aller Art zusammenzusuchen, wird jedem Schüler Freude machen. Man braucht nicht bloss an Orts- und Personennamen zu denken, sondern auch das Sammeln von Verwandtschafts-, Häuser-, Glocken-, Monats-, Wind- und namentlich Pflanzen- und Tiernamen ist ebenso anregend für den Schüler, als wertvoll für den Forscher.

Eines der schwierigsten, aber, wenn mit Geschick an die Hand genommen, interessantesten Gebiete des Deutschunterrichts ist die Etymologie. Wieso sich die Etymologie in den Dienst der Volkskunde stellen kann, haben wir schon angedeutet. Wir haben von der Herkunft der Wörter „Feder", „Scheibe", „Falle", „Einbaum" gesprochen. In höheren Stufen kann der linguistisch geschulte Lehrer noch weiter gehen und z. B. darauf aufmerksam machen, dass unser Wort „Wand" zu „winden" gehört, also auf eine aus Rutengeflecht bestehende Wand zurückweist, was noch überdies durch das gotische Substantiv „wandus" „die Rute" bestätigt wird. Er könnte von der Identität des Wortes „Tisch" mit lat. „discus" „die Scheibe", von der Ableitung des Wortes „Büchse" aus „Buchs", von der Entlehnung des Wortes „Tapete" aus lat. „tapetum" „Teppich" sprechen, und hätte so mit einem Schlage die ursprüngliche Gestalt oder das ursprüngliche Material der betreffenden Gegenstände in das Bewusstsein gerückt.

Mit Mass können im Deutschunterricht auch die Sondersprachen beigezogen werden. So gibt es ja bekanntlich in jeder Stadt eine besondere „Pennälersprache", die sowohl wegen ihrer alten Bestandteile, als auch zur Veranschaulichung der Beweglichkeit in der Sprache der Beachtung wert ist. Das verachtete und verspottete Berner „Mattenglisch" z. B. bildet heute eine von Spezialforschern viel zitierte Quelle zum Rotwelsch, und doch musste es ein Basler sein, der vor 11 Jahren zum ersten Mal im „Archiv für Volkskunde" auf diese interessante Erscheinung hinwies und eine Sammlung der üblichsten Ausdrücke veranstaltete. Mancher Berner Lehrer wird vielleicht bei dem Gedanken, dass das „Mattenglisch" sich in den Unterricht einschleichen soll, mit Grauen erfüllt. Ich sehe darin nichts Grauenvolles; denn von dem Augenblicke an, wo ein Gegenstand sich als ein Stück menschlicher Geistesgeschichte dokumentiert, empfängt er den Adel der Wissenschaftlichkeit, und mag er in noch so niedrigem

Gewande erscheinen; scheut sich doch auch niemand, in der Etymologie auch auf die Gaunersprache herabzugreifen, um Ausdrücke wie Hochstapler, Kaffer, schachern, kapores zu erklären. Man betrachte also auch die drolligen Verkürzungen, Verzerrungen, Euphemismen, Übernamen der Schülersprache als wertvolle und daher auch für den Unterricht verwertbare Zeugnisse zur Tätigkeit des Sprachgeistes.

Und nun begeben wir uns in die höheren Sphären der **Antike:** Hellas und Rom. Dass selbst die klassische Philologie, die sich doch lange genug zu ihrem eigenen Schaden von dem profanum vulgus neuerer Forschungsgebiete fern gehalten hat, sich ihres kleinen, schlichten Schwesterchens, der Volkskunde, nicht mehr schämt, dürften die neueren Strömungen gezeigt haben, die von Männern wie Mannhardt, Usener und Rohde herbeigeführt und von ihren Schülern wie Dieterich, Wünsch, Samter, Deubner u. a. weitergeleitet worden sind. Man werfe doch nur einen Blick in das von Dieterich und seinen Nachfolgern so glänzend redigierte „Archiv für Religionswissenschaft", und man wird erkennen, welch neues Leben von der Volkskunde auf die klassische Philologie hinübergeströmt ist. Griechische und römische Bräuche, Aberglauben, mythologische Vorstellungen sind durch die Ergebnisse der Volkskunde plötzlich in ein neues Licht gerückt. Von den Dionysosmysterien erfahren wir, dass die Teilnehmer an den Orgien mit Reh- und Ziegenfellen bekleidet und mit Fackeln in den Händen durch die Felder gerast seien. Ähnliches vernehmen wir aus der französischen Schweiz, wo man einen Fackellauf durch die Felder unternahm, um diese fruchtbar zu machen; in Graubünden findet noch heute die Chalanda Marz statt, jener Lärmumzug, der das Gras sollte wachsen machen, und wer dächte nicht bei den Tiervermummungen an die Perchtenumzüge im Tirol, die in ihrer Wildheit gewiss in heidnische Zeiten zurückreichen? Ein lieblicheres Bild erscheint uns in der griechischen Eiresione, jenem an den Pyanepsien umgetragenen, mit Herbstfrüchten behangenen Erntekranz, der von Dieterich in seiner Abhandlung „Sommertag" mit Recht zu überraschend ähnlichen Umzügen im deutschen Süden gestellt worden ist. Noch auffallender ist die Übereinstimmung zwischen der Sitte bei den römischen Luperkalien, wonach die Frauen mit Bocksriemen geschlagen wurden, um fruchtbar zu werden, und dem in einer Zürcher Fastnachtspredigt von 1601 reimweise geschilderten Brauch:

Und schluogend mit der geisslen bhend
Der jungen weyblein zarte hend.
Damit hands anzeigen wöllen,
Dass sy dest eh gebären söllen.

Auch treffende Übereinstimmungen aus dem Kinderspiel liessen sich anführen. Durch solche Parallelen würde die Interpretation griechischer und lateinischer Denkmäler (unter diesen namentlich Ovids Fasten) ungemein belebt. Und wie soll Tacitus' „Germania" erklärt werden, ohne fortwährende Beiziehung der deutschen Volkskunde?

Auch in der klassischen Philologie lässt sich mit Erfolg Sach-Etymologie treiben. So wird das lat. „atrium" mit Wahrscheinlichkeit zu „ater" „schwarz" gestellt und daraus der Schluss gezogen, dass das atrium ursprünglich der vom Rauch geschwärzte Herdraum gewesen sei. Das mit „clavis" „Schlüssel" verwandte „clavus" „Nagel" deutet auf die älteste Form des Schlüssels, die noch heute in Gebirgsgegenden oft mit einem Nagel treffend verglichen werden kann. Endlich sei auf das griechische „dory" hingewiesen, das sowohl „Eiche" als „Speer" bedeuten kann. Was will das anderes sagen, als dass eben der Speer ursprünglich aus Eichenholz verfertigt war? Und so liessen sich noch zahlreiche Beispiele anführen, die alle — ich möchte sagen — paläontologisches Interesse an sich haben und somit in die sachliche Volkskunde einschlagen.

Und damit verlassen wir das Gebiet der Philologie und wenden uns der **Naturkunde** zu. Auch dieser Zweig des Unterrichts also ist vor der Durchdringung mit Volkskunde nicht sicher? Gewiss, und ich möchte wetten, dass die meisten Lehrer dieses Faches schon wirklich Volkskunde getrieben haben, und wäre es auch nur durch Erwähnung unserer volkstümlichen Pflanzennamen. Freilich damit allein ist der Volkskunde nur wenig gedient. Interessanter werden die Pflanzennamen erst, wenn sie der Lehrer richtig zu gruppieren weiss, so dass die Gesichtspunkte zutage treten, unter denen das Volk die Pflanzen benennt. Da liessen sich z. B. diejenigen Namen zusammenstellen, die auf Tiere Bezug nehmen („Katzenäugli", „Katzegras", „Katzeschwanz"; „Hüenerdarm", „Hüenerfüess" usw.) oder die mit heiligen Namen zusammengesetzten („Gottesgnad", „Jehovablüemli", „Jesusli", „Marierösli", „St. Johannstrübeli"; auch die „Frauenschüehli", „Frauenthränen" usw. werden sich meist auf Maria beziehen). Ähnlich gibt es Pflanzennamen, die sich von der Farbe, der Form, dem Geschmack, der Verwendung u. a. herleiten.

Man lasse solche Namengruppen in der Schule oder auch zu Hause aufstellen, und man wird sehen, mit welchem Eifer das geschieht.

Gegenüber den Pflanzennamen werden die Tiernamen oft vernachlässigt, und doch haben bedeutende Gelehrte wie Grimm, Wackernagel, Kluge u. a. die Wichtigkeit der volkstümlichen Tierbenennungen längst erkannt. Auch bei den Tieren lassen sich natürlich wieder dieselben Gruppen bilden, wie bei den Pflanzen; nur kommen hier noch die Übernamen und Kosenamen hinzu, wie ja überhaupt das Tier in der Benennung viel mehr als Person betrachtet wird, als die Pflanze. Man denke an die unzähligen Haustiernamen oder die Übernamen im Tierepos und in der Tierfabel. Auch ist von Wackernagel und nach ihm von Winteler deutlich nachgewiesen worden, wie ein grosser Teil der Tiernamen von ihrem Schrei oder Geräusch herzuleiten ist (Kukuk, Rabe, Kibitz, Unke, Hummel; in der Kindersprache: Wauwau, Muchelimuh, Schöflibäh). Warum sollte es der Lehrer unter seiner Würde halten, solche Dinge im naturgeschichtlichen Unterricht anzubringen?

Aber die Volkskunde beschäftigt sich weit über die Namen hinaus mit der Natur und ihren gesamten Erscheinungen. Welch riesige Rolle spielen die Pflanzen und Tiere in der Volksmedizin und im Aberglauben: Nusskätzchen werden gegen Warzen verwendet, Hundefett gegen Schwindsucht; eine Spinne am Morgen bringt Sorgen, die Elster verkündet Unglück, das Heulen des Hundes den Tod, den Bienen muss der Tod des Hausherrn angesagt werden u. a. m. Selbstverständlich ist hiebei immer darauf zu sehen, dass diese Vorstellungen als Aberglauben gekennzeichnet werden, der aber doch als Äusserung des Volkstums wertvoll ist. Von ungemein zarter Poesie und daher den Schulunterricht in edelster Weise belebend sind die Pflanzensagen und naturgeschichtlichen Märchen, deren wir ja so schöne Sammlungen von Perger*) und von Dähnhardt**) besitzen. Auch das Büchlein von Söhns über „unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben“***) wird mit Nutzen im Schulunterricht Anwendung finden.

Dass auch das Mineralreich (besonders die Edelsteine und Metalle) und nicht zuletzt die meteorologischen Erscheinungen und Gestirne mit dem Volksglauben auf das In-

*) A. v. Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864.

**) O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Leipzig 1898.

***) 4. Auflage. Leipzig 1907.

nigste verknüpft sind — ich denke z. B. bei Erscheinung eines Kometen, eines Regenbogens, einer Sternschnuppe — mag hier nur beiläufig erwähnt werden.

Selbst der **Gesangsunterricht** kann aus der Volkskunde „frische Nahrung, neues Blut" schöpfen. Man wird zunächst an die Pflege des Volksliedes denken, und das ist es auch, was in allererster Linie in Betracht kommt. Hat nicht v. Greyerz mit seiner liebenswürdigen Auslese „Im Röseligarte" gezeigt, was wir in der Schweiz noch für einen Schatz herrlicher Volkslieder besitzen, die der Erhaltung gewiss würdiger wären, als manches moralisch-süssliche oder hurrapatriotische Kunstlied. In einer neueren Auflage von Schäublins „Lieder für Jung und Alt" habe ich unter den 242 Nummern nicht ein Dutzend in Text und Melodie einwandfreie Volkslieder gefunden, und doch darf diese Sammlung eine der besten genannt werden. Schon in den Kleinkinderschulen geht das Elend an. Statt wirklich gesunden, frischen Kinderliedchen, wie man sie etwa noch, freilich immer seltener, beim Spiel hört, werden hier meist öde Tugendverschen gesungen, und zwar oft halbjahrlang immer wieder dasselbe bis zum Überdruss. Da lobe ich mir „Chumm, mir wei ga Chriesi günne" oder „Im Himmel, im Himmel isch e guldige Tisch" oder „'s isch no nid lang, dass's grägelet het". Daneben können ja immer noch die lieben alten Bekannten von Abel Burckhardt und Meyer-Merian hergehen. Auch Staubs längstbewährtes „Kinderbüchlein" enthält manches Vortreffliche.

In höheren Stufen sollte, wie gesagt, das eigentliche Volkslied viel eifriger gepflegt werden, als bisher. Die Gesellschaft für Volkskunde ist eben daran, den noch vorhandenen Volksliederschatz der deutschen und französischen Schweiz zu bergen und hat in ihrer Zeitschrift sowohl wie in Einzelpublikationen (Kinderlieder aus Bern, Volkslieder aus den Kantonen Appenzell, Luzern, Solothurn, Aargau) wissenschaftliche Sammlungen veranstaltet. *) Diese sind nun natürlich nicht ohne Auslese für die Schule zu verwenden; denn die Wissenschaft darf auch nicht vor dem Obszönen Halt machen; aber sie haben doch manches kostbare und erhaltenswerte Gut vor dem Untergang gerettet, das durch die Schulen wieder Eingang in das Volk finden sollte. Ich möchte über die Pflege des Kunstliedes in Schulen nicht den Stab brechen, denn ich bin mir wohl bewusst, welch herrliche Blüten es getrieben hat, möchte aber auch hier die beim Volke beliebten Kunstlieder den unpopulären vorziehen. Viel-

*) Erschienen im Verlag der Gesellschaft (Augustinergasse 8), Basel.

leicht kommt es dann auch einmal dazu, dass wir eine wirkliche Nationalhymne besitzen, nicht eine, deren Melodie wir mit Deutschland, England und Amerika teilen müssen, und deren Text poetisch wertlos ist.

Erfreulicheres ist vom **Turnen** zu melden, wo in neuerer Zeit vielfach echt volkstümliche Spiele zur Anwendung kommen. Von manchem habe ich freilich den Eindruck, dass es norddeutsche Importware sei, wogegen ja an sich nichts einzuwenden ist. Bei den einheimischen scheue man sich doch ja nicht, die gut mundartlichen Bezeichnungen zu verwenden statt der verwässerten schriftdeutschen. Wie viel bodenständiger und daher auch sprachlich interessanter klingt doch unser „Rössli-Fuulzi", als „Reiterball".

Wie es heute in unseren Kleinkinderschulen steht, ist mir nicht bekannt. Wünschenswert wäre es jedenfalls auch hier, dass die heimeligen alten Kinderspiele in umfassendster Weise wieder beigezogen würden.

Und endlich die **Schulspaziergänge** und **Exkursionen!** Was liesse sich hier nicht Volkskunde treiben zur spielenden Belehrung der Teilnehmer! Man kommt durch ein Dorf. Wie stehen die H ä u s e r zur Strasse? mit dem Giebel oder mit der Langseite? man wird ersteres z. B. in den Elsässer, letzteres in den Landschäftler Dörfern finden; wohl bedeutungsvoll für die alte Stammesbesiedlung. Und die Häuser selbst? Ist Wohnhaus und Stall getrennt oder unter einem Dach? Wie sind die verschiedenen Räume zueinander gestellt? usf. An unsern Schweizer Häusern finden sich oft I n s c h r i f t e n von echt volkstümlichem Charakter. Man lasse sich die Mühe nicht verdriessen, dieselben zu entziffern und zu kopieren. Man lernt dabei die älteren Schrift- und Sprachformen kennen und hat ausserdem manches Gaudium an dem drolligen Volkshumor. Man übersehe auch nicht die Schlusssteine über Tenntoren und Haustüren; sie enthalten nicht selten primitive Anfänge zur Wappenbildung: etwa eine Pflugschar, ein Metzgerbeil, einen Brotwecken, oder gar ein altes Hauszeichen. Diese Dinge sind nicht nur für die Volksheraldik wertvoll, sondern sie geben auch oft Aufschluss über die älteren Gerätformen. Solche Geräte finden sich auch hie und da an Tenntoren angemalt.

Und die W i r t s h a u s n a m e n? Man lasse die Schüler einmal Vermutungen anstellen über Bezeichnungen wie „zum Stab", „zum Adler", „zum Rössli" usw. und wird vielleicht von ihnen selbst die Antwort erhalten, dass der Stab das Basler, der Adler das öster-

reichische Wappen bedeute und das „Rössli" von ehemaligen Poststationen seinen Ausgang genommen habe.

Das Dorf verlassend, kommt man bei H e c k e n und Hagdurchlässen vorbei. Man lasse auch dies nicht unbeachtet. Freilich, der Stacheldrahtzaun und die Zementmauer bieten uns nichts; wohl aber ist es interessant, zu verfolgen, wie sich die verschiedenen Zauntypen verteilen, und wie sich, namentlich in Gebirgsgegenden, die Menschen ihre Hagdurchlässe konstruieren.

Und wie trefflich lässt sich S p r a c h p a l ä o n t o l o g i e treiben auf Spaziergängen! Wir gehen auf der „Strasse", der römischen „via strata", deren Namen auf ursprüngliche Pflasterung hindeutet; das gut deutsche Wort „Chausee" geht durch das Französische auf lat. „via calciata", d. h. „mit Kalksteinen belegter Weg" zurück. Wir kommen über ein ländliches Brückchen, das aus querliegenden Rundknüppeln zusammengezimmert ist (wie sie z. B. im Kaltbrunnental vielfach vorkommen) und erinnern uns dabei, dass „Brücke" mit „Prügel" verwandt ist. Auch die Flurnamen sind hiebei von Interesse, wie schon früher ausgeführt wurde: die „Galgenbänklein" haben in ihrem Namen den ehemaligen Standort des Galgens bewahrt, der „Gotterbarmweg" ist der Weg, auf dem die Verurteilten zur Richtstätte geführt wurden, das „Gwidem" ist nicht etwa lat. quidam, wie die Kartographen früher weisheitsvoll schrieben, sondern das der Kirche „gewidmete" Gut, und so hunderterlei mehr.

Weiterhin mag darauf aufmerksam gemacht werden, dass in burgenreichen Gegenden die Mutter S a g e zu Hause ist und also auch auf Spaziergängen zu ihrem Rechte kommen darf. So hat z. B. jede Ruine des Birseck oder des Elsasses ihre Sage.

Da, wo die T r a c h t noch geehrt wird, lässt sich Unterhaltendes über Benennung, Verbreitung und formliche Entwicklung einzelner Trachtenstücke sagen. Man beachtet vielleicht auch den G r u s s der Landleute, um festzustellen, dass derselbe nicht nur nach Tageszeiten, sondern auch nach Gegenden, ja nach Konfessionen wechselt.

Wir müssen es uns versagen, die Reihe all der volkskundlichen Gegenstände, die sich im Verkehr des Lehrers mit dem Schüler verwerten lassen, fortzusetzen, obschon sie sich immer noch in dichtem Gewimmel herandrängen. Die gemachten Andeutungen dürften aber allein schon genügen, um zu zeigen, welch hervorragende Bedeutung der Volkskunde im Unterricht aller Schulstufen zukommt.

Schon im Verlauf dieser Auseinandersetzungen wird sich nun aber hin und wieder der Einwurf erhoben haben: Wie können vom

Lehrer all die Kenntnisse verlangt werden, die zur Verflechtung volkskundlicher Gegenstände in den Unterricht erforderlich sind? Wie kann er beispielsweise die Burgensagen des Birseck, wie all die naturgeschichtlichen Märchen wissen? Woher soll er informiert sein über den Ursprung des Weihnachtsbaums, der Kleinbasler Ehrenzeichen? Was gibt ihm die Sicherheit, zu behaupten, „Brücke" komme von „Prügel", „Gwidem" von „widmen"? Die Sache ist sehr einfach, aber sie verlangt natürlich andauernde geistige Arbeit. An allen Seminarien und Hochschulen wird die deutsche Sprache gelehrt, und bei dieser Gelegenheit wird auch Etymologie getrieben, Man habe nun bei diesem Deutschunterricht sein Hauptaugenmerk auf die Herkunft der Namen (Namen als Benennung von Lebewesen, Gegenständen, Orten usw. im weitesten Sinne). Man frage seinen Lehrer darnach und forsche in den etymologischen und mundartlichen Wörterbüchern, mache seine Beobachtungen auch selbst und lege Sammlungen an; es wird dann Eines aus dem Andern herauswachsen, und mit den gemachten Entdeckungen wird sich auch die Freude am Weitersammeln einstellen. Sodann wird es nahezu jedem Studenten, Seminaristen und Lehrer bekannt sein, dass seit 15 Jahren in unserem Lande eine „Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde" besteht, die seit 1897 eine Vierteljahrsschrift herausgibt, in der alle volkskundlichen Gegenstände zur Sprache kommen, ausserdem Sonderschriften mit Sagen, Volksliedern, Kinderliedern u. a., und endlich seit Januar 1911 ein Korrespondenzblatt „Schweizer Volkskunde", das ausser kleineren Artikeln populärer Art einen Fragekasten enthält, in welchem dem Wiss- und Lernbegierigen, ob er sich nenne oder anonym bleibe, Auskunft erteilt wird über die verschiedensten volkskundlichen und mundartlichen Fragen. Diese periodischen Veröffentlichungen halten über die volkskundlichen Stoffe fortwährend auf dem Laufenden und regen den Leser zu weiterem Forschen an. Dass aber die Gesellschaft auch sonst nicht untätig ist, zeigen ihre handschriftlichen Volksliedersammlungen, die sich heute für die deutsche Schweiz auf über 12,000 Nummern mit 2000 Melodien, für die französische Schweiz auf ca. 2000 Lieder mit 1000 Melodien belaufen. Ferner sind umfangreiche Kollektaneen über Volksmedizin aus der deutschen und französischen Schweiz vorhanden, über deren Bearbeitung augenblicklich verhandelt wird. Ein jährlicher Bundesbeitrag und vereinzelte kantonale Beiträge ermöglichen es dem Vorstand, dieses gerüttelte Mass von Arbeit zu bewältigen; dass es dabei freilich nicht ohne private Opfer an Geld und namentlich an Zeit ab-

geht, lässt sich leicht vermuten, und manches kann aus Mangel an Mitteln einstweilen nicht zur Ausführung gebracht werden, so z. B. eine vergleichende Sagenkunde, eine Flurnamensammlung, und, nicht zuletzt, eine handliche Bibliographie der schweizerischen Volkskunde. Letztere denke ich mir namentlich für den Lehrer praktisch verwendbar. Der Sprechende hat es vor einigen Jahren versucht, in einem Vortrag, der jetzt auch gedruckt vorliegt, „Wege und Ziele schweizerischer Volkskunde“*) in knappen Umrissen darzustellen. Es sind dort die wichtigsten Arbeiten auf dem Gebiete dieser Wissenschaft innerhalb unserer Landesgrenzen aufgeführt.

Neben der Lektüre volkskundlicher Schriften muss aber immer das eigene Sammeln hergehen; und wer wäre hiezu besser geeignet, als eben der Lehrer? Vor ungefähr einem Monat hat mir ein hiesiger Lehrer einen recht interessanten volksmedizinischen Aberglauben mitgeteilt, den er selbst an einem seiner Schüler erfahren hatte. Der selbe Lehrer hat uns schon vor längerer Zeit eine prächtige Sammlung von Kinderliedern, Sprüchen, Redensarten aus dem Kanton Baselland zugestellt, deren Veröffentlichung im nächsten Jahr zustande kommen wird. Auch die als Band II unserer „Schriften“ gedruckten Berner Kinderlieder von Fräulein Züricher, sowie die in Band IX unseres „Archiv“ erschienenen Volksrätsel von Dr. Zahler sind die Frucht einer Schulenquête. Man verhehle sich dabei freilich nicht, dass man bei dergleichen „Neuerungen“ oft auf den Widerstand verständnisloser Vorgesetzter stösst, die solche „Allotria“ aus den Schulstuben verbannt wissen möchten. Nicht nur dem alten Melchior Kirchhofer, der im Jahre 1824 seine treffliche Sprichwörtersammlung herausgegeben hat, sind Steine in den Weg gelegt worden, sondern noch im 20. Jahrhundert — man sollte es kaum für möglich halten — hat das Sammeln von Kinderliedern und Rätseln im Schulunterricht zwei Lehrern beinahe die Stelle gekostet. In Deutschland ist man darin weiter; denn noch fehlt uns in der Schweiz ein Buch, wie das von Dähnhardt, welches eine grosse Zahl volkskundlicher Gegenstände enthält, die alle an der Thomasschule in Leipzig gesammelt worden sind. Ein erfreuliches Zeugnis für das erwachende Interesse unserer Lehrerschaft an der Volkskunde ist die wissenschaftliche Beilage zum diesjährigen Basler Realschulprogramm, welche eine

---

*) Verlag der Gesellschaft für Volkskunde, Augustinergasse 8, Basel. (50 Rappen.)

Arbeit Dr. A. Blatters über „Schmähungen, Scheltreden, Drohungen“ bringt. Möge sie weitere Nachfolger finden!

Der Gewinn ist für beide, für Lehrer und Schüler, ein reicher; denn in dem Masse, wie der Lehrer ausgibt, nimmt er auch ein, und aus dem Geben und Nehmen wird eine Wechselwirkung, die die segensreichsten Früchte zeitigt. Das papierne Denken und Sprechen flackert auf und wird verzehrt von der Flamme der Begeisterung. „Die Schüler sehen auf einmal, was sie als niedrig kennen und empfinden, in die lichte Höhe des Geistes gehoben, in der es sonst verächtlich erscheinen will.“ Und der ideale Gewinn ist kein kleiner: das Heimatlich-Bodenständige kommt wieder zu seinem Recht; in ihm liegen ja die Wurzeln unsrer Kraft. Und was wir alle erstreben: F r e u d e am Lernen und herzliches Einvernehmen zwischen Gebendem und Empfangendem wird die bleibende Frucht sein.